



**Michael Rosenberger**

**Frei zu vergeben**

**Moraltheologische Überlegungen zu Schuld und Versöhnung**

Münster: Aschendorff Verlag 2019, 236 S.,  
ISBN 978-3-402-24613-9, € 29,80.

Wir leben in einem „Jahrhundert der Vergebung“ (J. Derrida). Das Bedürfnis nach Vergebung und Versöhnung ist auch in unserer Zeit so real und ehrlich wie eh und je. Umso traurischer ist es, dass „die offizielle Struktur des Versöhnungsangebots der Kirche“ dieses Bedürfnis nicht auffangen kann, weil es „sakramental wie außersakramental hochgradig degeneriert“ (11) und der Kredit der Kirche in diesen Belangen „restlos aufgebraucht“ (15) ist. Mit dem vorliegenden Buch will der Autor, Inhaber des Lehrstuhls für Moraltheologie an der KTU Linz, nicht nur Defizite in der kirchlichen Vergebungspraxis aufzeigen, sondern auch beitragen, „die Kompetenz des Vermittelns von Vergebung wiederzugewinnen“ (227). Immensen Nachholbedarf gibt es etwa hinsichtlich humanwissenschaftlicher und anthropologischer Erkenntnisse zu Fragen von Schuld und Vergebung (15). Sie geben den Rahmen für theologische Überlegungen ab. Nach einer Einführung ins Thema, die das Zueinander von Freiheit und Vergebung (s. der Titel *Frei zu vergeben*) skizziert (13–18) und daran erinnert, dass ein „ethisch differenzierter und spirituell sensibler Umgang mit Schuld und Vergebung“ ein Kernanliegen der Praxis und Verkündigung Jesu war, folgt die Gliederung des Buches dem Dreischritt Sehen – Urteilen – Handeln. Im 2. Kap. „Verletzung der Freiheit. Das Phänomen der Schuld (Sehen)“ (19–68) kritisiert der Verf. die kirchliche Rede

vom angeblichen „Unschuldswahn“ (22–26) und analysiert die breite öffentliche Thematisierung von Schuld, der gegenüber die Kompetenz der Kirche kaum wahrgenommen wird (31–36). Das ist kein Wunder, führt man sich z.B. die früher eng geführte kirchliche Verkündigung über die Sünde, die mangelnde Professionalität der Beichtpriester und eine immer noch weithin tridentinisch geprägte, privatisierte Beichtpraxis vor Augen: „Was fehlt, sind Wege der zwischenmenschlichen Versöhnung, in der und durch die die Vergebung Gottes aufscheint“ (35). Im Licht der Existentialethik bedeutet Schuld und Sünde, hinter den eigenen Möglichkeiten zurückzubleiben (36–53). Davon handelt die Psychologie („Schuld fühlen“), die Philosophie („sich selbst verfeheln“) und die Theologie, deren Anliegen es sein muss, den „Weltbezug und Gottesbezug der Sünde (...) stets in Verbindung zu sehen“ (52). Angesichts der Missbrauchskrise ist von „Strukturen der Sünde“ (53–68) und von „sündiger Kirche“ zu sprechen. Im 3. Kap. „Heilung verletzter Freiheit. Schritte zur Versöhnung (Urteilen)“ (69–165) will der Autor zwei Schlagseiten benennen und korrigieren: die Fokussierung auf die Täter (und zu wenig auf die Opfer) sowie auf die Versöhnung mit Gott. Die ebenso wichtige zwischenmenschliche Dimension der Versöhnung geriet aus dem Blick. Nach Reue, Umkehr, Buße und Wiedergutmachung zählt auch die Strafe als verordnete Buße zu den Versöhnungsschritten. Allerdings hat das Strafrecht der Kirche gravierende Defizite und ist „katastrophal unterentwickelt“ (107), was sich u.a. bei der Aufarbeitung sexuellen Missbrauchs als schwerwiegender Nachteil erweist (161–164). In der jüngeren Vergangenheit gab es einige „Kollektive Versöhnungsprozesse“ (138–165). Dazu legt der Verf. einen informativen Vergleich vor (Deutschland nach 1989, Südafrika nach 1990, Ruanda nach 1994) und sieht darin einen Lernort für die Kirche, um die Missbrauchskrise aufzuarbeiten. Im 4. Kap. „Die Feier gewachsener Freiheit. Der kirchliche Dienst der Versöhnung (Handeln)“ (166–226) lotet der Autor die spezifisch

kirchlichen Möglichkeiten im Dienst der Versöhnung aus und bedauert, dass die „Schwellenmomente“ (169), die jedes Leben mit sich bringt, dabei viel zu wenig Beachtung finden. Das Bußsakrament ist nicht der einzige Ort, wird aber zentral bleiben, wo sich jemand von Gott und der Liebe gründlich entfernt hat. Die Analysen und Reflexionen des Autors zur gegenwärtigen Krise der sakralen Beichte (178–183) sind schonungslos, seine Vorschläge zur Erneuerung konkret und zukunftsweisend (z.B. „kooperative Versöhnungspastoral“, 194–197; „strukturelle Qualitätssicherung der Beichte“, 202–226). Hier bräuchte es viel mehr Aufmerksamkeit, auch vonseiten der Diözesanleitungen, damit in der Beichte tatsächlich beides passiert – gutes Richten und gutes Heilen. Es gibt kein menschliches Leben ohne schuldig zu werden. Darum ist und bleibt Versöhnung stets ein Thema. Dieses Buch ist nicht nur für die Moraltheologie, sondern auch für eine Theologie der Spiritualität wichtig. Eine breite Rezeption ist ihm zu wünschen, besonders durch jene, die in der Priesterausbildung Verantwortung tragen.

Christoph Benke

### **Christoph Heizler Beten bei Edith Stein als Gestalt kirchlicher Existenz**

Studien zur systematischen und spirituellen Theologie, Bd. 53.  
Würzburg: Echter Verlag 2019, 464 S.,  
ISBN 978-3-429-05378-9, € 36,00 (D) / € 37,10 (A).

Die vorliegende Arbeit wurde 2018 von der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg i. Br. als Dissertationsschrift mit *summa cum laude* bewertet, was sie in der Tat verdient. Da sich theologische Fachbücher in der letzten Zeit kaum mit dem Thema des Gebets befassen, sucht der Verf. eine „Forschungslücke im Themenfeld monastischer Spiritualität“ zu schließen. Ohne „hagiographische Verzeichnung“ wird das Lebenswerk Edith Steins phän-

nomenologisch entfaltet, wie es ihrem Denkansatz entspricht, ist sie doch „betend in der Nähe Gottes je und je zu dem frommen Menschen geworden, der in ihr als Möglichkeit angelegt, aber nicht zu jedem Zeitpunkt ihres Lebens bereits schon entfaltet und realisiert war“ (48). Dabei findet ihr Gebet kontinuierlich eine „ekkliale Gestalt, was zwar als Möglichkeit geistig-intellektuell schon präfiguriert war in der ausgeprägten Rezeptivität des Denkens der Phänomenologin Edith Stein, was sich jedoch nicht einfach hin daraus bruchlos und monokausal ableiten lässt“ (46). Sie entwarf keine systematische Theologie des Gebetes, was ihr als Philosophin fachlich auch schwergefallen wäre, wie sie bezeugt (vgl. 37 f.). Dennoch ist das Thema Gebet omnipräsent in E. Steins Schrifttum und kommt implizit immer wieder vor (39).

Der Verlauf der Studie geht von der Makro- hin zur Mikroebene, beginnend bei der Biografie und ihren „Gebetsarten“ bis zu zwei geistlichen Gedichten. In einem ersten Teil werden die Zeiten, Formen, Anliegen und Weisen des Betens in den fünf Jahrzehnten (1891–1942) ihres Lebens betrachtet, das seinen Anfang nahm mit der jüdischen Gebetstradition, in der sie geistlich aufwuchs. Weitere Gebetsergebnisse werden auf dem Hintergrund sinndeutender Horizonte und Einflüsse bedacht und nach dem alles integrierenden Moment befragt, das sich durchhält (vgl. 41 f.). E. Stein versteht sich nämlich „von der Gestalt Mariens her, die als Urbild der Frau und als Leitstern für die innigste Beziehung zu Jesus Christus angesehen wird“ (42): Die Karmelitin sieht sich in „Teilhabe am Sein Mariens im Raum der Kirche berufen“ (ebd.). Der Verf. entwirft (in Anlehnung an M. Scheeben) eine pneumatologische Mariologie, insofern das Verhältnis zwischen Maria und Hl. Geist im Gebet als Urbild und Leitbild für E. Steins eigenes Verhältnis zu Jesus Christus erscheint. Das 7. Kap. (323 ff.) erscheint dem Leser bzw. der Leserin vermutlich als Höhepunkt. Hier stellt der Verf. seine literarische Kompetenz und Umsicht unter Beweis, indem er in einer

„Mikroanalyse“ zwei geistliche Gedichte bedenkt, nämlich die Gedichte *Ostermorgen* (1924), der erste verfasste geistliche Text E. Steins, und *Braut des Heiligen Geistes* (1942), das sie kurz vor ihrem Tod schrieb; sind doch Gedicht und Gebet miteinander „geistesverwandt“: „Wie das Gebet, so ‚geschieht‘ auch das gelesene oder gehörte Gedicht nur demjenigen, der es aufmerksam erwartet, statt es von sich aus mit eigenen Kräften interpretierend ‚herstellen‘ zu wollen“ (337); und: „Für den Beter ist das Beten ein ähnliches Muß wie für den Dichter das Schreiben. Beide können nicht anders, um ihrer Sehnsucht Ausdruck zu geben“ (341, so T. Dienberg). Die gemeinsame Affinität in der lyrischen Verschriftlichung der geistlichen Erfahrung als „Gleichgestaltung aus Liebe“ erklärt E. Steins besondere Nähe zu Johannes vom Kreuz (bes. 267 ff., 315 ff.).

Im Ertrag der Studie wird die pneumatologisch akzentuierte Mariologie E. Steins auf dem Hintergrund von *Lumen gentium* kritisch gewürdigt. Wie H. Rahner bemerkt, ginge es nicht nur darum, Maria in die Kirche zu integrieren, sondern auch die Kirche in Maria; dann erwiese sich die Kirche zwar in der Welt, aber nicht von der Welt, nämlich als eine Kirche der Kleinen und Armen und der vertieften Gottesbegegnung; ebenso erschien Maria als Ebenbild und Inbegriff der Liebe des Heiligen Geistes und zugleich als anziehendes Vorbild dafür, dieser Liebe gläubig Raum zu geben (419): „In Maria fallen Gebet, bräutliche, geisterfüllte Liebe und Leben mit der Kirche auf personale Weise ineins“ (419), obgleich der „Zwischenraum“ im Heute, wie Kirche sich gegenwärtig darstellt, nicht übersprungen oder geistlich überhöht werden darf (420); nur dann ergibt sich ein realistisches Bild von der Kirche, die nach Augustinus es versteht, „mit den Kindern dieser Welt zu lachen und zu weinen und mit den Chören der Engel ohne Unterlaß Gottes Lob zu singen, das ist das Leben des Christen, bis der Morgen der Ewigkeit anbricht“ (422). Überzeugend weist der Verf. nach, dass der Gebetsweg eines lebenslangen Einsatzes bedarf: „Daran wird erkennbar, daß jenes den Men-

schen zu vertiefter und umfassender Liebesfähigkeit umgestaltende Geschehen ein lebenslanger Prozess ist. Es entfaltet sich sukzessive und trägt so der geschichtlichen Bedingtheit und kreatürlichen Begrenzung des Menschen Rechnung“ (266). Nicht Buchstabe oder Gebot werden dabei Maßgabe sein, geht es doch um „eine Bildungsarbeit, die letztlich nur von Gott geleistet werden kann“ (424). Da Beten sich kaum definieren und erklären lässt (59 ff.), bedarf es der betenden Teilhabe an der kirchlichen Existenz des mystischen Leibes Christi (86 ff.), die E. Stein in Maria als der Mutter und Braut Christi modellhaft präfiguriert sieht (46). Überaus klar und eindeutig wird die Karmelitin in der Angabe dessen, wo der Weg des inneren Gebets anzusetzen hat: „Aber Gott ist ja in uns, die ganze Allerheiligste Dreifaltigkeit“ (102). Ebenso entschieden gibt sie wenige Tage vor ihrem Tod eine Zielangabe solchen Betens: „Was Brautschaft ihrem Sinne nach besagt, das findet nirgends eine so eigentliche und vollkommene Erfüllung wie in der Liebesvereinigung Gottes mit der Seele“ (171).

Michael Schneider SJ

### Karl Graf / Theres Spirig-Huber

### Mit Charme gewinnen – kämpfend vorangehen

Teresa von Ávila und Ignatius von Loyola im Gespräch über Geschlecht und Spiritualität

Ignatianische Impulse, Bd. 87.

Würzburg: Echter Verlag 2020, 109 S.,

ISBN 978-3-429-05485-4, € 9,90 (D) / € 10,20 (A).

K. Graf und T. Spirig-Huber haben ein formal und inhaltlich gleichermaßen ansprechendes Büchlein vorgelegt, das eine hervorragende Einführung in Leben, Denken und Glauben von Teresa von Ávila und Ignatius von Loyola darstellt. Auch Kenner(inne)n vermittelt der Band aufgrund seiner besonderen Perspektive – einem Vergleich zwischen Leben und Werk von Teresa und Ignatius unter besonderer Be-

rücksichtigung ihrer unterschiedlichen Geschlechtszugehörigkeit und Herkunft – manch neuen Impuls. Das Buch ist als fiktiver Dialog zwischen Teresa und Ignatius kunstvoll gestaltet. Seinen besonderen Reiz erhält das Gespräch dadurch, dass es als Rückschau aus der heutigen Situation konzipiert ist – als würden Teresa und Ignatius von einem gegenwärtigen Standpunkt aus ihr damaliges Leben und Wirken betrachten. Dieser Blickwinkel erlaubt es den Autoren, beiläufig, unter der Hand, die Frage nach der Relevanz des Werks von Teresa und Ignatius für heute zu beantworten.

Das Buch gliedert sich in zwei Abschnitte: Im ersten werden die biografischen Erfahrungen von Teresa und Ignatius thematisiert, im zweiten, kürzeren entfalten Graf und Spirig-Huber Schwerpunkte der teresianischen und der ignatianischen Mystik. Im biografischen Kapitel geht es um Herkunft, Entwicklung, Wendepunkte und Gestaltwerdung von Titelheldin und Titelheld. Die einzelnen biografischen Stationen gewinnen an Plastizität und Aussagekraft, indem sie im Dialog zwischen Teresa und Ignatius vorgestellt werden. Der Vergleich zwischen beiden lässt auf verblüffende Weise einerseits die großen Gemeinsamkeiten, andererseits aber auch die Unterschiede klarer hervortreten. Auf diese Weise wird deutlich, dass beide Ordensgründer gemeinsam die inneren Voraussetzungen für die katholische Reform im 16. Jh. schufen und gleichermaßen mit großen Widerständen von Seiten der traditionellen Orden bzw. von Vertretern der Amtskirche zu kämpfen hatten. Allerdings war Teresa als Frau in ihren Wirkungsmöglichkeiten stark eingeschränkt und hatte zudem ungleich größere Anfeindungen zu überwinden als Ignatius. Umso erstaunlicher ist es, dass sie es trotz aller Widerstände geschafft hat, einen neuen Orden zu gründen, der dauerhaft Bestand hatte – während im protestantischen Teil Europas sich die Klöster leerten.

Der erste Teil des Buches enthält 14 Unterabschnitte, in denen die Entwicklung von Teresa und Ignatius vorgestellt wird. Die Stationen sind geschickt gewählt und nehmen den Leser

bzw. die Leserin auf eine spannende doppelte Lebensreise mit. So werden z.B. die Autobiografien verglichen, die beide verfasst haben; das Kloster bzw. der Hof als Lebensorte der Jugendzeit; die Krisen beider in der Lebensmitte; ihre zentralen Gotteserfahrungen und das daraus resultierende neue Gottesverständnis; ihr Eingebundensein in eine Gruppe von religiös Gleichgesinnten, zu deren Leiterin bzw. Leiter sie wurden; die konkrete Verwirklichung ihrer jeweiligen Lebensberufung als Ordensgründerin und Ordensgründer; ihr unterschiedlicher Umgang mit dem Zölibat und schließlich ihr Sterben. Trotz der großen Unterschiede in Herkunft, Ausbildung und Engagement werden dabei vielfältige Analogien erkennbar. Sie haben vor allem in der beiden gemeinsamen spanischen Herkunft ihren Grund, aber auch in der Zugehörigkeit zum Adel und in der Verwurzelung im von der Reconquista geprägten spanischen Katholizismus. Dazu kommt – im Hinblick auf ein Buch über Spiritualität sei es erlaubt, dies zu sagen – derselbe Funkenflug des Geistes Gottes, der sowohl Teresa als auch Ignatius ergriffen hat.

Der zweite Buchteil zeichnet in fünf Themen schwerpunkten die besonderen Konturen der Mystik Teresas und Ignatius' nach. Dabei werden in einer Art Wechselschritt die Konsequenzen ihrer Mystik für Glauben und Leben deutlich. Grundlage dafür bilden die Hauptwerke beider, die heute weltweit zu den religiösen Klassikern zählen und in ihrer Wirkung längst weit über den Raum der römisch-katholischen Kirche reichen: die *Wohnungen der inneren Burg* von Teresa und das *Exerzitienbuch* von Ignatius. Im ersten Abschnitt wird das jeweilige Gottes- und Menschenbild skizziert; im zweiten die signifikante Prägung des gelebten Glaubens: bei Teresa die Christusbeziehung als Freundschaft und bei Ignatius als Nachfolge im Kampf für die Ehre Gottes; die Notwendigkeit von Selbsterkenntnis als Voraussetzung eines Glaubenslebens im Raum der Freiheit; die Erkenntnis des Glaubens als Wegeschehen und Prozess der Verwandlung. Den Abschluss bildet ein Abschnitt über Auferstehung und

## Buchbesprechungen

neues Leben. In ihm wird deutlich, dass der mystische Glaube beide die Ewigkeit bereits in der Zeit erfahren ließ. Die Gemeinschaft mit Gott bzw. Jesus Christus war für sie demnach nicht etwas, was sie erst im Jenseits erwarten. Sie fanden Gott schon in der Gegenwart in allen Dingen (Ignatius) bzw. erlebten, dass Gott auch „zwischen den Kochtöpfen weilt“ (Teresa).

Zum Schluss sei noch eine kritische Anmerkung erlaubt: Der Hinweis auf die unterschiedliche Geschlechtszugehörigkeit und Herkunft von Teresa und Ignatius erweist sich im Buch in mancher Hinsicht als heuristischer Augenöffner. Allerdings wirkt die mantraartige Wiederholung dieser Unterschiede bisweilen konterkierend.

Peter Zimmerling

### Rudolf Voderholzer Zur Erneuerung der Kirche Geistliche Impulse zu aktuellen Herausforderungen

Regensburg: Friedrich Pustet 2020, 255 S.,  
ISBN 978-3-7917-3138-4, € 24,95.

Der Verf., seit einigen Jahren Bischof in Regensburg, machte in der letzten Zeit über die Grenzen seines Bistums hinaus verstärkt auf sich aufmerksam. Dabei ging es um den Kurs, den der „Synodale Weg“ in der katholischen Kirche in Deutschland einzuschlagen beabsichtigte. Als die Diskussion über die Entwürfe zu diesem Prozess in den Gremien der Bischofskonferenz und des Zentralrats der Katholiken im Sommer 2019 begann, meldete sich Voderholzer zusammen mit dem Kölner Kardinal Woelki mit einem Alternativentwurf, der die Überschrift „Primat der Evangelisierung“ trug, zu Wort. So wurde ganz deutlich, dass er sich, wie Woelki, als Christ, als Theologe, als Bischof vor Gott und seinem Gewissen gedrängt erlebte, die dringend erforderlichen Erneuerungen der Kirche in unserem Land grundlegend auf der Ebene der Verlebendigung des

Glaubens und der sich daraus ergebenden Vollzüge des kirchlichen Lebens zu verorten. In diesem Alternativentwurf wurden Akzente gesetzt, die verschiedene Dimensionen einer dringend anstehenden Evangelisierung thematisieren. Der von Woelki und Voderholzer eingebrachte Vorschlag wurde am 19. August vom Ständigen Rat der Bischofskonferenz und am 25. September von der Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz mehrheitlich zurückgewiesen. Die „Persönliche Erklärung“, die Bischof Voderholzer im Rahmen der September-Vollversammlung abgab, ist im vorliegenden Band als letzter der Texte nachzulesen (248 ff.). Sie lässt die Grundeinstellung erkennen, die ihn zu seinen Auffassungen auf den verschiedenen theologischen und gesellschaftlichen Feldern bewegen. Von ihnen exemplarisch Kenntnis zu geben, gehört nicht zuletzt zu den Anliegen, die zur Zusammenstellung und Veröffentlichung der vorliegenden Texte geführt haben.

Diese Texte wurden nicht für den vorliegenden Band verfasst, sondern sind im Blick auf unterschiedliche Anlässe entstanden – als bischöfliche Hirtenbriefe, als Predigten zu Festen und sonstigen kirchlichen Anlässen, als Vorträge auf akademischen oder pastoralen Tagungen – und nun in diese Sammlung aufgenommen worden. Alle diese Texte zeugen von der unbestreitbar gründlichen theologischen Erudition ihres Verfassers und gleichzeitig von dem Bewusstsein seiner christlichen und bischöflichen Verantwortung für eine zukunftsorientierte Gestaltung des christlichen und kirchlichen Lebens. Immer wieder bezieht er sich auf die biblischen Grundlagen zu den unterschiedlichen Themen und beruft sich auf die theologischen Entscheidungen, die die Kirche im II. Vatikanischen Konzil gefällt hat. Thematische Schwerpunkte sind zum einen die Stellung und die Sendung der Laien in der Kirche, zum anderen die Aufgaben und Lebensformen der Träger der kirchlichen Ämter. Ausführlich geht der Verf. darüberhinaus auf Fragen ein, die mit einer gut begründeten Deutung der Unterschiedenheit und wechselseitigen Ver-

wieseneheit von Mann und Frau in der Schöpfung und Volk, der Kirche, zu tun haben. Es liegt ihm an einer biblisch und theologisch gut begründeten Darstellung der Dimensionen der Ehe. Besonders anregend sind seine Gedanken zur menschlichen Leiblichkeit und an sie anknüpfend zur Deutung der verschiedenen Aspekte des Sakramentalen im Raum der Kirche. Gewährsleute, auf die sich der Verf. nicht selten beruft, sind unter vielen anderen insbesondere Joseph Ratzinger/Papst Benedikt XVI. und Papst Johannes Paul II., mehrfach auch Karl-Heinz Menke.

Was immer der Verf. mit seinen Texten im Sinn hat – stets geht es ihm darum, unserer Kirche und in ihr den Gläubigen Wege zu zeigen, die zu einer so dringend notwendigen Erneuerung und Stärkung beitragen können. Dabei scheut er sich nicht, darauf aufmerksam zu machen, dass eine Identifikation mit der Kirche auch heute nicht gelingen kann, wenn sie nicht ein deutliches Profil erkennen lässt. Schon immer ging die Kirche ihren Weg durch die Zeit im biblisch und geistlich begründeten Miteinander von Anpassung und Unterscheidung. Daran zu erinnern, ist der Sinn und Zweck der hier angebotenen Reflexionen, denen man eine große Leser(innen)schaft wünschen kann.

*Werner Löser SJ*

### **Georg Braulik Ins Herz geschaut Beten mit den Heiligen des Alten Testaments**

Innsbruck – Wien: Tyrolia-Verlag 2020, 128 S.,  
ISBN 978-3-7022-3866-7, € 14,95.

„Vom Kirchenvater Abraham und anderen Ungereimtheiten“ überschrieb Schalom Ben-Chorin 1983 seine „Randerlebnisse im christlich-jüdischen Dialog“. Dass die Katholische Kirche Personen aus der Glaubengeschichte Israels kurzerhand als „Heilige“ bezeichnet, war und ist nicht nur für den bekannten Vorreiter des Gesprächs zwischen Juden und Christen irri-

tierend. In einem kleinen Bändchen stellt nun der Wiener Alttestamentler Georg Braulik OSB einige dieser „Heiligen“ – die Bibel nennt sie „Gerechte“ – vor. Der zweite, deutlich umfangreichere Teil des Buches aber widmet sich den Psalmen, den Gebeten Davids.

Abel, Abraham, Mose, Rut, Elija, Jeremia und Susanna sind bekannte Figuren aus dem Alten Testament. Von ihnen und ihrer Gottesbeziehung erzählen die Texte der Bibel. In sieben kurz gehaltenen Miniaturen skizziert Braulik Bilder dieser Figuren und erschließt sorgsam einige Aspekte ihres Glaubens und ihrer Gottesbeziehung. Die sehr verständlichen Texte laden dazu ein, sich in die Glaubengeschichten dieser Personen hineinzufinden. Dazu dienen auch Hinweise auf die Rezeption jeder vorgestellten Figur im Neuen Testament sowie zeitgenössische, lyrische Texte (von C. Busta, A. Knapp, U. Birnbaum, S. Ben-Chorin und R. M. Rilke), mit denen die jeweiligen Betrachtungen abschließen.

Braulik setzt bei seinen Betrachtungen verschiedene Akzente: Mal kommen eher historische Zusammenhänge in den Blick (Mose, Elija), mal literarische Motive (Rut), mal ein wichtiger Einzeltext (Abraham), mal biografische Details (Jeremia), mal allegorische Ausdeutungen (Susanna), mal die besondere Bedeutung der Figur für das Neue Testament (Abel). Die Ausführungen regen zum Weiterdenken an und stoßen eine Reihe von Fragen an, die in dem kleinen Büchlein natürlich nur angerissen werden können. Was macht eigentlich einen „Heiligen“ aus? Was geschieht mit den Großen Israels, wenn die Kirche sie als Heilige übernimmt? Wie ist „Heiligkeit“ im Blick auf Personen zu denken, die wohl nur als literarische Figuren existieren? Mit welchem Recht und auf welcher hermeneutischen Basis werden schon im Neuen Testament die alttestamentlichen Prätexte in Dienst genommen – z.T. mit ganz erheblichen Akzentverschiebungen gegenüber dem Ursprungssinn dieser Texte? Was genau geschieht mit den Texten bei einer allegorischen bzw. typologischen Auslegung? Wie ist eigentlich das Verhältnis

## Buchbesprechungen

zwischen biblischen Texten und Lyrik zu bestimmen, damit die Autonomie der gegenwärtigen Kunst gewahrt bleibt und die künstlerischen Ausdrucksformen mehr sind als bloße Illustrationen alter Geschichten? Da man bei der Lektüre den Eindruck hat, dass Braulik zu all diesen Dingen Substantielles zu sagen hätte, ist man fast enttäuscht, hier nur einen so kleinen Ausschnitt dieser Themen zu erhalten. Stattdessen wendet sich der zweite Teil des Buches David und seinen Psalmen zu und bietet acht kurze Auslegungen (Ps 1; 8; 13; 23; 30; 87; 110; 130). „Die Psalmen nehmen uns hinnein in ein uraltes und erprobtes Gespräch zwischen Gott und Mensch“ (70). Dieses Gespräch erschließt Braulik anhand von kurzen, aber tiefgründigen Meditationen über die Texte. Hier spürt man eine tiefe Vertrautheit des Verfassers mit diesen Gebeten. Dieser zweite Teil des Buches wird durch Erläuterungen zum Phänomen der „Davidisierung“ des Psalters und zu den Psalmen im Allgemeinen, die Braulik „Melodien des Glaubens“ (62) nennt, eingeleitet und ist der fruchtbarere Teil des Bändchens. Eine kurze Reflexion über das Beten mit den Psalmen, die auch die Gebete Jesu waren, schließt das Buch ab und hält noch einmal viele wichtige Einsichten bereit. Beigefügt ist noch ein kurzer Text des „Wüstenvaters“ Johannes Cassian (4./5. Jh.) über das Psalmengebet.

Das Buch ist ein Anfang. Es stellt exemplarisch einige „Heilige“ des Alten Testaments vor und eröffnet anhand von acht Beispielen Wege, sich die Psalmen betend zu eignen zu machen. Keineswegs geben die Reflexionen Brauliks bloß „einige intellektuelle Anregungen“ (121), sondern führen in eine christliche Spiritualität ein, die von der Geschichte Gottes mit seinem Volk Israel geprägt ist und von den biblischen „Zeugen für Gottes Heilswerk in der Geschichte seines Volkes“ (15) zu erzählen weiß. In dieser Geschichte wurden Höhen und Tiefen, Glücksmomente und Katastrophen, Verfehlungen und Erfahrungen von Vergebung, Dank, Klage und Hoffnung zur Sprache und ins Gespräch mit Gott gebracht. Solche dynamische

Glaubenserfahrungen mit dem lebendigen Gott bringt Brauliks Buch ins Bewusstsein.  
*Olaf Rölver*

**Ignatia Marion Kramp CJ**  
**Begegnung mit den Geheimnissen des Lebens Jesu Christi**  
Zur biblischen Hermeneutik der Exerzitien

Münster: Aschendorff Verlag 2020, 124 S., ISBN 978-3-402-12235-8, € 19,80.

Nach dem Exerzitienbuch des Ignatius von Loyola betrachtet man in Exerzitien Szenen aus dem Neuen Testament: Dazu legt die Begleiterin dem Exerzitanten die „Geheimnisse des Lebens Jesu vor“, also kurze „Punkte“ über Geschichten aus dem Leben Jesu. Mit der Phantasie malt sich der Übende die Szene aus, er identifiziert Züge aus seinem Leben und letztlich sich selbst mit Zügen dieser Geschichten, er spricht mit Jesus und kommt so in eine intensive Beziehung zu ihm. Die 51 im Exerzitienbuch aufgeführten „Geheimnisse“ sind nicht vor allem eine vielleicht austauschbare Liste von Schriftstellen, sondern „ein memorierbares und meditierbares Leben Jesu, das der Exerzitant sich in Gedächtnis und Herz einprägen soll, um sein Leben daran anzulehnen“ (21). Diese ignatianische Methode stammt nicht aus dem zeitgenössischen Humanismus, sondern aus der spätmittelalterlichen Leben-Jesu-Frömmigkeit u.a. eines Ludolph von Sachsen. – Dieses Vorgehen ist sehr anders als jenes der heutigen Bibelwissenschaft. Welche biblische Hermeneutik steht im Exerzitienbuch hinter den „Geheimnissen des Lebens Jesu“, und wie kann man diese heute adaptieren? Ignatia Marion Kramp ist Bibelwissenschaftlerin und gehört einem ignatianischen Orden an. Sichtlich ringt sie mit der für sie so großen Fremdheit des Exerzitienbuchs und versucht, die hermeneutische Brücke zur Wissenschaft zu schlagen. Ignatius wählt nur Szenen aus dem Leben Jesu aus – Kramp betont mehrfach, dass man die ganze Bibel lesen müsse, auch

das Alte Testament und die neutestamentliche Briefliteratur. Ignatius lässt nicht den bibli-schen Text lesen, schon gar nicht mit der kri-tischen Brille heutiger Wissenschaft, die unter-scheidet zwischen Geschehen und Bericht darüber, sondern er nimmt, gleichsam zeitge-nössisch naiv, die zusammengefasste „Ge-schichte“ direkt als das Geschehen. Er fokus-siert ganz auf die Beziehung zur Person Jesu, nicht auf die erzählte Heilsgeschichte. In der völli-gen Christozentrik der Exerzitien kann das Alte Testament als Beginn der Heilsge-schichte nicht vorkommen, es ist höchstens messianische Verheißung. Selbst die von Ignati-us verwendeten „Geheimnisse“ sind aus den Evangelien stark ausgewählt, so kommen etwa keine Heilungsgeschichten und keine Reden Jesu vor – Kramp deutet dies mit der Fokussie-rung der Exerzitien (ab der „Zweiten Woche“) auf personale Nachfolge bzw. mit der Wahl narrativer Texte, denn nur diese könne man mit der gegebenen Methode betrachten. Sehr aufschlussreich beschreibt Kramp die biblische Hermeneutik des Exerzitienbuchs.

Bei Peter Faber und Jerónimo Nadal, zwei frü-hen Jesuiten, enge Gefährten des Ignatius und große geistliche Meister, findet Kramp weitere Anregungen zur Spiritualität der „Geheimnisse des Lebens Jesu“. Diese stellt sie ergänzend vor und zeigt, wie in der Anfangszeit des Ordens die Jesuiten die über die „Geheimnisse“ ver-mittelte enge Christusbeziehung gelebt haben und wie sie, etwa mit einer Art erweitertem Rosenkranzgebet, die Auswahl der „Geheim-nisse“ verbreiterten und diese in ihre Alltags-frömmigkeit integrierten.

In einer theologischen Reflexion am Ende fragt sich die Autorin, wie man mit den „Ge-heimnissen“ heute in Exerzitienkursen umge-hen kann. Sie plädiert für die Verwendung der ganzen Heiligen Schrift und macht Vorschläge, wie man u.a. das Alte Testament in den Weg vor allem der „Ersten Woche“ integrieren kann. Sie plädiert auch dafür, mit heutiger Hermeneutik Text und Geschehen zu trennen und auf beides zu achten. Am besten solle man eines der Evangelien auswählen und eini-

ge aus diesem entnommene Perikopen konti-nuierlich betrachten, eventuell ergänzt durch eine *Lectio continua* des ganzen Textes. Anläss-lich der Höllenbetrachtung reflektiert sie mit Hans Urs von Balthasar über den *descensus ad inférōs*, der das Alte Testament gleichsam heils-geschichtlich-christologisch einholt. Die Vorschläge des letzten Teils sind anregend und weiterführend, sollten aber wohl in eini-gen Punkten weiter diskutiert werden. Insge-samt ist das Buch für ignatianisch Interessierte eine hoch willkommene und hilfreiche Studie; es arbeitet gründlich, mit genauer Quellen-kenntnis und denkerischer Präzision, dabei ist es ist gut lesbar geschrieben.

Stefan Kiechle SJ